



URSULA KOCH

BERLIN, ♥ BERLIN

von meinem Balkon
aus gesehen



BRUNNEN

Ursula Koch

BERLIN, BERLIN

von meinem Balkon
aus gesehen

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Für unseren schwäbischen Schwiegersohn

Die Fakten in den Kapiteln „Berliner Bäume“ und
„Wilde Tiere“ sind nachzulesen in: Florian Möllers,
Wilde Tiere in der Stadt. München 2010

© 2017 Brunnen Verlag Gießen
Lektorat: Eva-Maria Busch
Umschlagillustration: shutterstock
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul
Satz: DTP Brunnen
ISBN Buch 978-3-7655-0974-2
ISBN E-Book 978-3-7655-7473-3

www.brunnen-verlag.de



INHALT

Vorbemerkung
Anfahrt
Mein Kiez
„Kieztinte“
Mitten in Berlin
Die Waschmaschine
Bahnhof Westkreuz
u-Bahn-Fahrt
Busfahrer am Sonntag
Der Weihnachtsbaum
Versteckte Kirche
Die Gerechten der Völker
Gendarmenmarkt
Mein Schloss
Staatsoper
Nofretete
Museumsschlange
Kirchengeschichten
Lichterfest
Graffiti
Die Frau
unterm Fernsehturm

In der Dunkelheit
Kulturen
Zwischen den Welten
Erfindungen
Robben in Berlin
Berliner Bäume
Der Berliner und sein Hund
Wilde Tiere
Über Mauern springen

VORBEMERKUNG

Es ist in Berlin nicht üblich und nicht erwünscht, mehr Worte als notwendig zu machen. Darum – und mit Rücksicht auf die Druckkosten dieses Buches – steht der Begriff „Berliner“ für alle Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt, ebenso wie „Hunde“ auch für Hündinnen, „Schwäne“ auch für Schwäninnen usw.

Ich bitte meine Geschlechtsgenossinnen um Verständnis.

Ursula Koch

VERSTECKTE KIRCHE

Wer am S-Bahnhof Alexanderplatz aussteigt, befindet sich im Zentrum des mittelalterlichen Berlins. Davon ist nichts mehr zu sehen, nur die Kirche St. Marien steht seit mehr als 700 Jahren auf dem Platz, der einmal ein von Bürgerhäusern umrahmter Markt war.

Wenn man die Turmhalle mit dem berühmten mittelalterlichen Totentanz durchquert hat und den Kirchenraum betritt, sind es nur wenige Schritte bis zum Büchertisch, der den Besuchern Ansichtskarten, Informationsmaterial, Bücher und verschiedene Devotionalien anbietet. Als eine von zahlreichen ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern stehe ich zu bestimmten Zeiten dort bereit, um Fragen zu beantworten, etwas zu verkaufen oder einfach nur zu zeigen: Hier ist jemand, an den man sich wenden kann.

Tag für Tag strömen Touristen herein. Manche halten nur einmal das Smartphone hoch, machen ein Bild und drehen sich wieder zur Tür – es gibt ja noch so viel zu sehen in Berlin! Andere gehen andächtig durch das helle, hohe gotische Kirchenschiff, an den zahlreichen alten Tafeln und Gemälden vorbei, bewundern

die Kanzel und vor allem die Orgel und nicken mir freundlich zu, ehe sie die Kirche verlassen. Viele von ihnen zünden eine Kerze an, verharren einen Augenblick im stillen Gebet oder wenden sich schnell ab, als hätten sie etwas Richtiges getan und seien erleichtert.

Es gibt auch Besucher, die immer wieder kommen: Der alte Mann mit dem langen grauen Bart erhält alle vierzehn Tage am Sonntag hier eine warme Mahlzeit, aber er kommt auch in der Woche herein. Immer hat er seinen gefüllten Sparstrumpf dabei – woher das Geld kommt, wissen wir nicht. Es sind „nur“ Centstücke, aber er bringt sie und füllt die verschiedenen Kollektenkästen damit. Dabei schaut er kaum auf, als täte er eine selbstverständliche Pflicht: Ein Teil der Münzen kommt in den Kasten für das „Totentanzgemälde“, ein anderer Teil ist für die diakonische Arbeit bestimmt. Und auch da, wo wir um eine Spende für den Flyer bitten, den wir Besuchern zur Verfügung stellen, wirft er etwas hinein. Dann dreht er sich um und geht. Ein anderer kommt, setzt sich in eine der hinteren Bänke und schläft ein bisschen. Er geht gebückt und hat immer eine Plastiktüte bei sich.

Es kommen viele, die nur englisch oder spa-

nisch oder russisch sprechen, aufmerksame junge Männer aus Asien, Musliminnen mit Kopftuch und Kinderwagen, Punker und alte Pastoren, die Genaueres über die Kunstschatze unserer Kirche wissen wollen. Und dann kommt auch einmal eine Frau aus der Nachbarschaft.

Sie steht vor mir und sieht sich um. „Wissen Sie, ich wohne schon dreißig Jahre in der Nebenstraße, aber ich habe nie gesehen, dass hier eine Kirche ist.“

1964 kam Martin Luther King nach Berlin und hat in dieser Kirche gepredigt. Damals strömten 2000 Menschen herbei, obwohl sein Auftritt der DDR-Regierung keineswegs erwünscht war. Durch Flüsterpropaganda hatte sich die Nachricht verbreitet – und sie mussten noch einen zweiten Gottesdienst in der Sophienkirche organisieren, weil zu viele hereindrängten. Das waren die Treuen, die selbst unter Druck tapfer zur Kirche hielten. Einige von ihnen treffen wir noch heute sonntags im Gottesdienst. Aber sie waren eine Minderheit im sozialistischen Staat.

Der Platz in der Mitte der Stadt, zwischen dem Roten Rathaus, der Bahntrasse und der breiten

Karl-Liebknecht-Straße, war zu Beginn der DDR-Zeit eine Trümmerwüste. Zwei Türme standen einander gegenüber: der Rathausturm und der schlanke, grazile Glockenturm der Marienkirche. Dazwischen lagen die Trümmer der Häuser, in denen bis 1945 Menschen gewohnt hatten. Für Architekten war dieser verwüstete Platz eine Chance. Hier sollte Neues entstehen. Und natürlich sollte dieses Neue auch eine Botschaft verkünden: die Botschaft von der Überlegenheit des sozialistischen Systems.

Das unweit gelegene Schloss wurde gesprengt, der Palast der Republik an seiner Stelle errichtet und der Fernsehturm. Dieser musste höher sein als der Westberliner Funkturm, das war klar. Seine Kugel mit dem sich drehenden Restaurant sollte zur Weltattraktion werden. Gegenüber wurden die gigantischen Denkmäler von Marx und Engels errichtet, Riesen, denen kein menschliches Gegenüber gewachsen war. Das alles ließ sich planen und umsetzen, die Wasserspiele begannen zu sprudeln, nur eines störte: diese alte Kirche ...

Keiner von uns war dabei, aber wir können uns vorstellen, wie man da auf den Plan einen kräftigen Strich machte. „Muss weg.“

Alles an dieser Kirche störte. Sie war nach

Osten ausgerichtet und stand so schräg zur Bahntrasse, zu den Wasserbecken. Ihre barocke Turmhaube wirkte winzig neben dem gewaltigen Fernsehturm aus massivem Beton. Und warum sollte man nicht eine alte Kirche sprengen, wenn man schon das Schloss gesprengt hatte?

Das Seltsame, das Wunderbare, das absolut Lächerliche war, dass alle, die sich mit der theoretischen Planung des Platzes beschäftigten, mit einer Naturerscheinung konfrontiert wurden, sobald sie den Gegenstand ihres Planens in Augenschein nahmen: Bei Sonnenschein erschien auf der verglasten Kugel des Fernsehturms deutlich und von Weitem erkennbar: ein Kreuz. Man hätte meinen können, dies sei ein Kirchturm. Je nach ihrer Einstellung zu Gott und zum sozialistischen System liefen die Beobachter rot an vor Ärger oder lästerten hinter vorgehaltener Hand: „Sieh mal – Sankt Walter!“ Die gewief-testen Techniker soll Walter Ulbricht herangezogen haben, um die „Störung“ zu beseitigen – vergeblich. Bis heute leuchtet das Kreuz über Berlin, sobald das Licht der Sonne darauf fällt. Und auf den Fernsehturm war man so stolz!

Aber die Kirche ...

In Leipzig wurde die Universitätskirche gesprengt, auch so ein Gebäude, das für eine

längst überwundene Vergangenheit stand. Die Bilder von dieser Sprengung gingen um die Welt. Und sie lösten ein Echo aus, das denen, die um Anerkennung für den neuen sozialistischen Staat bemüht waren, gar nicht gefiel.

Noch einmal eine solche Welle des Protestes hervorrufen, indem man die älteste erhaltene Berliner Kirche in Schutt und Asche legte? Irgendjemand erhob Einspruch. Irgendjemand machte einen anderen Vorschlag: Man lässt die Kirche verschwinden!

Der Schutt rings um die alten Mauern wurde so hoch aufgeschüttet, dass man hinabsteigen musste, um die Kirche zu betreten. Bäume wurden gepflanzt. Bänke mit dem Rücken zur Kirche aufgestellt.

„Ich habe nie gesehen, dass hier eine Kirche ist“, sagte die Frau aus der Nachbarschaft und sah sich um.

Die Kirche ist auferstanden. Bäume und Büsche wurden beseitigt, Schutt und Erde abgetragen. Einen 400 Jahre alten Friedhof um die Mauern der Kirche legten die Archäologen frei. Was da noch lag von den Menschen, die einmal hier begraben worden waren, sammelten die Helfer und trugen es in die Turmhalle. Unter dem 550

Jahre alten Totentanzgemälde standen Säрге und Kartons. In einem Gottesdienst auf dem Friedhof der Gemeinde übergaben dann die jungen Pfarrer die alten menschlichen Überreste wieder der Erde, denn: „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden ...“

Ein neuer Kirchhof entsteht. So wie ein neues Schloss entstanden ist. Und je mehr sie zu sehen ist, desto mehr strömen die Besucher hinein, gehen vorbei am Totentanz in das leuchtende Kirchenschiff. Über dem Altar erhebt sich die Skulptur des auferstandenen Christus, das Kreuz als Zeichen des Sieges in der Hand.

Mit ihm kann auch eine Kirche auferstehen.

MEIN SCHLOSS

Berlin lag in Trümmern. Irgendwann in diesen Jahren, ich mag drei oder vier Jahre alt gewesen sein, ging meine Mutter mit uns Kindern den weiten Weg vom Bahnhof Charlottenburg zum Schloss.

Unvergessen ist für mich dieser Anblick,

denn so viel wusste ich schon aus den wenigen Büchern, den Märchen und ein paar Bildern, die man in jenen Jahren als Kind zu Gesichte bekam: An einem Schloss, da leuchten die Mauern in strahlendem Weiß, steinerne junge Mädchen stehen an den Türen und schwingen goldene Blumengirlanden, es glänzen die Fensterscheiben, aus denen hier und da das Gesicht einer blonden Prinzessin herausschaut ... Aber an diesem Schloss war nichts weiß, nichts golden, die Fensterhöhlen waren schwarz, um uns lagen riesige Trümmersteine und wir sahen den blauen Himmel über uns, als wir unter der Kuppel standen.

Da hineinzukommen, muss schwierig gewesen sein, aber wir schafften es, obwohl das kleine Mädchen, das ich war, zwischen den Trümmerteilen fast verloren ging. Wir schafften es, weil meine Mutter in den Park wollte, den Schlosspark, wo sie selbst an der Hand von Vater und Mutter ihre ersten Spaziergänge gemacht hatte.

Ich wurde älter und das Schloss der klugen Königin Sophie Charlotte wurde wieder aufgebaut. Der französische Garten, streng symmetrisch und üppig bepflanzt, erblühte neu und im Schatten der alten Bäume stand die Tür des

Mausoleums offen, wo Königin Luise ihren ewigen Schlaf hielt, so anmutig auf ihr Lager hingestreckt, dass es dem Kind nichts Schöneres zu geben schien als ein frühes Sterben. Das immer wieder anzusehen, war auch die zehn Pfennige wert, die man bald als Eintritt nahm. Das Schloss aber in seiner Symmetrie und klassizistischen Gestalt, preußisch-schlicht und von Licht durchflutet, wurde zum Ort meiner Träume. Hier zog ich – überraschend für mich und meine Familie – als Königin ein, hier winkte ich den jubelnden Untertanen vom Fenster aus zu, erließ Gesetze zum Wohle meines Volkes (Ferien immer und für alle; Geld, damit jedes Kind sich ein Eis kaufen kann) und erfüllte jede Bitte, die an mich herangetragen wurde. – Und da klingelte die Straßenbahn, mit der ich eigentlich fahren wollte, und fuhr ab: Ich stand verloren an der Haltestelle und sah ihr nach und war auf einmal gar keine Königin mehr.

Auf der Kuppel des Schlosses drehte sich die vergoldete Fortuna, drehte sich nach dem Wind und zeigte an, wie das Wetter werden würde. Die renovierten Fassaden fingen schon wieder an zu bröckeln, als ich im Dämmerchein durch den Park spazierte, Hand in Hand, verliebt und vereint. Wir kannten uns aus, auch als

unter den hohen Bäumen schwarzer Schatten auf den Wegen lag. Die Parktore wurden erst nach Einbruch der Dunkelheit geschlossen, es blieb uns noch ein wenig Zeit. Da traten wir auf die Brücke, die über den künstlichen See führte, und vor uns lag, hell angestrahlt, das Teehäuschen, ein Zauberschloss – nur für uns! Atemlos staunten wir in den lauen Sommerabend hinein, bis uns einfiel, dass die Zeit fast um war und der Zaun hoch und mit vergoldeten Spitzen versehen. Wir fassten einander an den Händen und liefen zum Ausgang, gerade noch rechtzeitig.

Versailles habe ich gesehen, Neuschwanstein, italienische Palazzi und habsburgische Prachtbauten. Ich fand alles schön und dachte doch immer: zu groß, zu überladen, dunkel, einschüchternd, hier möchte ich nicht bleiben ...

Als ich mit meiner kleinen Tochter Charlottenburg besuchte, tanzte sie im Spiegelsaal und konnte sich nicht sattsehen. Der Enkelin setzten wir Kopfhörer auf, und sie hörte mit großen leuchtenden Augen die Musik, nach der die Hofgesellschaft feierlichen Schrittes ihre Füße gesetzt hatte. „Und was hat der König hier gemacht?“, fragte sie in jedem Raum.

Inzwischen wurde das Schloss schon wieder wegen Renovierung geschlossen und neu eröffnet. Auf dem bezaubernden Weihnachtsmarkt wird in der Adventszeit Zarenpunsch ausgeschenkt. Immer besser, immer schöner werden die Räume der Königinnen und Könige gezeigt, in Scharen schieben sich Touristen hindurch.

Ich stehe mittendrin, höre zu, was der Führer erzählt und bewahre ganz tief im Herzen mein Geheimnis: Dies ist *mein* Schloss! Ihr wisst es nur nicht.